

Ebbs von unterm Stammtisch.



Bierreche. Schorch. Hannphilipp.

Bierreche: R'owend, Christian! Wie gehts, wie siets? Uff jmaaz Füh wie bei de reiche Zeit, na meintwege aach. Bun de Herrn is noch laaner do. Geh mer e mol ersicht so e „Werfche“. Ich hun mich bei dere Kält do die Dag eraus gehörig be-
borte.

Christian: So! Prost. Es is echte „Staachäger!“

Bierreche: Ah, hm, der wärmt bis in die Seel ene. Stell awer des Gläschen eweg, sonst meene die Zeit, mer hät „Schmapp“ oder „Fusel“ getrunke.

Christian: Deh kimmt in de beste Familie vor. Mer brauch en jo nit gleich wie die „Lumpetrose“ aus dem Schoppe-
glas ze trinke.

Bierreche: Aha, ewe kimmt de Schorsch. Sure, alter Kump-
pör! Bist also nit unner en Schubblarrn komme un aach in laan Briefkastle gefalle.

Schorch: R'Dag, Bierreche! Ich könnt der vor Begriege um de Heils falle wie de lang Salz seiner Barwert, wie se en met dem stumpe Bejem Nachts haamgeholt hot. Wo nor de Hann-
philipp bleib? Der werd wieder mit dem Baron Nitzhausen uff die Jagd sei.

Bierreche: Was wolle die dann ewe schieße?
Schorch: Die schleie sich gegenseitig die Hunde aan un de
Häuser un de Geper mache deh beste Geschäft bebei.

Bierreche: Na, do is jo deh Begriege noch ziemlich harm-
los. Sonst kimmt mer de Hannphilipp ewe nit mehr so harm-
los vor. Er sticht uner dem Einfluß dum Baron, raacht Bog-
scharn im Rathstellers un trinkt nor noch Wismarckst aus lauter
Begeisterung. Degehe is er bei de Wahlversammlung noch
nit oamol bebei gewese. Es scheint mer, als hätt er e Schwent-
ung gemacht noch rechts.

Schorch: Bleib mer dum Leib met de Wahl. Wann de
sunst nit waacht, dann wolle mer lieber Denksprüche halle, dann
ich hun jett schon Wahl genug. Mei Alt is schon ganz suchtig
un brummt wie e alt Vahgeih.

Bierreche: Dein Begleich is beinoh gut, awer er stimmt
zit.

Schorch: Du scheinst es uff Bratschl abgesehn ze hawe, wa-
rum soll deh nit stinne, was ich sage? Iwerigens, was kennst
Du dann mei Alt? Do host de jo gar laa Urtheil.

Bierreche: Bist de fertig? So Prost, trin! ersicht e mol,
deh sich Dei Füh legt un dann will ich der die Gesichts aus-
einander lege wie e Meper Nafstinkel. Wann de e Vahgeih
ansteicht, brummt se a a m o l, wann de awer de Weiber un-
kuntt iwer die gartbesaitet Seel fährst, dann brumme se
verzeh Dag!

Schorch: Host recht, Bierreche, senkrecht sogar. Ich will deh
nor gleich de Dwend meine Ehegwaadrittel zum Weste gewe zum
abschredende Beispiel.

Hannphilipp (mittlerweile angekommen): R'Abend meine
Herrn. Wo, noch alles beim Alte?

Bierreche: R'owend Hannphilipp, ich freie mich Deiner
Gefährlichkeit; jo mer warn gerad an de Alte, deh heest bei unsere
Alte.

Schorch: Sure Hannphilipp, Du werst alle Dag bider un
trieht e Auf wie en Millionär.

Hannphilipp: Danke for Dei Complement, awer mer merkt,
deh de aach nit immer Kartoffel un Dickmilch is. Also, um druß
gerad zu komme, Ehr habt Eich dum weibliche Geschlecht an-
trahle. Do kennst ich Eich aach e Liebsche singe.

Bierreche: Du aach? Ich hat mer so e schön Ideal vorgestellt
un besonnersch ewe, wo mer als e mol in de Wahlversammlung
länger sibt, do merkt mer de Unnerschied vun de ranhe Werf-
lichkeit.

Schorch: Derf mer e mol Dei Ansichten vun ere ideale
Fraa hern?

Bierreche: Gewiß, Staatsgeheimnisse hab ich laa un die
betroff nor de Leutnant Wessel. Aber mer könnte iwerhaupt e
mol so e Bild vun ere ideale Hausfrau entwerfe un im Schen-
kel-Anzeiger veröffentliche. Also e Fraa muß möglichst gut,
awer aach vill losche könne. Sonst vun dem annern Grimsgaun
hall ich nit vill. So soll's awer aach Weider gewe, die die
Bertigstellung vun eine gebrannte Wandteller vor e Staatsaktion

hülle gege die die maronische Frage oder die Wirre uff de
Balkanhalbinsel e reine Waiselkind sinn.

Hannphilipp: Do will ich aach mein Senf bezu gewe. E
richtig Hausfrau muß ruhig die Uhr uff 3 Uhr (natürlich nachts)
heranriden sehen, ohne in alle Werthschäfte des Dienstmädche
erum zu schide mit de stereotype Fro: „Is de Herr Hannphilipp
vielleicht hier?“

Schorch: Deh stimmt Hannphilipp. Na am annern Morgend
hot se for eigemachte saure Meeresbewohner zu ferge, sonst awer
die vergangene Nacht nit ze berühren un wann es an Gesprächs-
streff mangelt, höchstens vun de Unmöglichkeit der Bewohnbar-
keit dum Mond ze babbele.

Bierreche: Wann se dann noch bei Gut- und Kleiderbestel-
lung unempfindlich gege Ohnmachte is, un vierjährige Mode
noch for ganz entzückend hält, dann kennst mer so annähernd
gefriede sei.

Hannphilipp: Jo, so gefriede als wie unser Stadtverwal-
tung mit de Gutenbergstul. Deh soll jo e rein Mirakel sei vun
Eleganz un prattisch Einrichtung. Wann ich do noch an unser
Seite denke beim alte Weller.

Schorch: Die Seite annern sich. Ich waach noch ganz gut,
wie mer als Schulbube Sonntags muß uff de Vingert sinn un
hunn Quallatich un schlechte Cigarette geraacht, un jett
raache dieselbe Zeit Wozigarre.

Hannphilipp: Gut, Schorsch, gut gestrichelt. Komm, do sted
der aa an, damit de nit mehr dum Reid geplogt werst.

Bierreche: Gib dei Stut e mol her, mein Stumpe ist doch
ausgegan. So, danke — bis Se wieder ebbs brauche.

Schorch: Du dhast jo, als ob de uff dem Marktplatz beim
Gemieskatheringe werst.

Hannphilipp: Uff dem Marktplatz gibts ewe mehr ze kaufe
als wie Gehlerube un beieren Salat. Allerdings muß mer do
noch mehr Geld in de Beitel dhun als wie vor Schwarzwarzeln
oder Rabiescher.

Bierreche: Do sein ich gelpannt wie en Regelschirm, was
de do wieder uffgeunne host. Vielleicht alte Denkmünze oder
Medaille vun de Schönheitsausstellung bei de alte Römer.

Hannphilipp: Vun Denkmünze ist laa Ned, awer e Schön-
heitsausstellung is es schon, insofern als in unsere Stadt ewe
die Künstler e Portraitausstellung veranstaltet habe. Ich war
mit meine Schwiegerohn, dem Baron dort un hab mer die
Sache angesehen. Na, der war ganz begeistert.

Schorch: So ebbs kann mer sich jo aach mol ansehe, du
geht e mol mit Bierreche?

Bierreche: Gewiß Schorsch, damit mer nit aus dem Tem-
po kimmt. Alle Dag ebbs annersicht. Seit in die Kunstausstellung
un morge uff des Costümfest.

Schorch: Do werst jo de reinste Kunstmācen. Wie kimmt
dann an des Costümfest?

Bierreche: Deh is aach komme wie de Frost wann die Kohle
im Keller all sein. Deh Viesche oder Billy wie de Herr Baron
sagt, kam die Dag wie en Wirbelwind bei uns in die Stuh ge-
setzt un hot meine Weibslit total den Kopp verdreht mit dem
Costümfest. Selbstverständlich maskirt sich die ganz Gesellschaft
un du hörst nit mehr als wie vun Greihärmel, Watrone-
haube, Schnall- und Spangenschuh, Armspange, un wer waach
wie deh Beig all heest.

Hannphilipp: Deh is jo aach ganz Vorsicht, denn for unser
Anner bleib nor aa Kostüm iwerig; man muß als Schachmaaster
mitgehe un derf laa laa Portmerna einstecke.

Schorch: Diesmal frei ich mich, deh ich nit mit vun de
Partie bin. Höchstens wann die Künstlerklaus noch en Keller-
maaster brauche dhut, den Poste dhut ich schon iwernehme.

Bierreche: „Nach nit schlecht“, sagt de nährsch Deinrich mit
ber Orjel. Aber die Stell werd schon dergewisse sein.

Hannphilipp: Schließlich trinkt mer jo doch sein Schoppe am
gemietlichste beim Christian. Prost, ihr Kumpärn!

Bierreche: Prost. Ich glaab, mer müsse uns uff die Ede
mache, sunst werd der Schorsch geholt.

Hannphilipp: Spar dein Spott, Bierreche! Christian
achlen!

Sure, Christian!

LOKALES

Wiesbaden den 29. April 1903.

* Der Verein zur Bekämpfung des Alkoholismus hielt ge-
stern Abend im Saale des katholischen Vereinshauses seine dies-
jährige Hauptversammlung ab, welche sich eines guten Besuches
zu erfreuen hatte. Aus dem Vereinsbericht war zu ersehen, daß
der Verein im stetigen Wachsthum begriffen ist und sich täglich
neue Freunde erwirbt. Auf den verschiedensten Gebieten hat der
Verein im verfloffenen Jahr zur Bekämpfung des Alkoholismus
gearbeitet, und wenn auch die Erfolge nicht gerade in die Augen
springen und sich ziffernmäßig belegen lassen, so war doch die
stille Arbeit des Vereins eine außerordentlich segensreiche
zum Wohl vieler Familien, die unter dem übermäßigen Alko-
holgenuss des Vaters und Ernährers zu leiden hatten. Herr Dr.
med. Gervin sprach über das Thema: Die Wahrheit über
den Alkohol. Er trat entschieden der Ansicht entgegen, daß der

Alkohol ein Stärkungs- oder gar Ernährungsmittel sei. Er zeig-
te die schredlichen Wirkungen des Branntweines, die entweren-
de Zerstörungskraft des Alkohols überhaupt und erläuterte, wie
ganze Generationen durch übermäßigen und allzu häufigen Al-
koholgenuss verheert und körperlich und geistig degeneriert wer-
den. Mittel zur Hebung und Besserung wurden in der anschlie-
ßenden Diskussion besprochen. Insbesondere erhofft man einen
guten Erfolg von dem belehrenden Einfluss auf die heranwach-
sende Jugend. Deshalb soll in Flugschriften und Broschüren
ganz besonders auf die Besucher der Hochschulen gewirkt und
ihnen die zerstörende Kraft des Alkohols vor Augen gerückt wer-
den, Studentenheime und dergl. Anstalten sollen ins Leben ge-
rufen werden, in denen der Student einen guten Mittagstisch
erhält ohne dem Wein- oder Biergenuss zu unterliegen. Auch
hofft man Einfluss auf die Corporationen und Verbindungen zu
gewinnen, um auf diesem Wege dem überhandnehmenden Miß-
brauch geistiger Getränke zu steuern. Die Diskussion war eine
außerordentlich lebhaft.

* Die 12. Versammlung der deutschen Otologischen Gesell-
schaft findet in der Zeit vom 28. bis 30. Mai d. J. in Wies-
baden statt. Das Wohnungsbureau befindet sich im Kurhaus
und werden die Herren Hoteliers, Pensionshaber und Wohn-
ungsvermieter etc., welche für diesen Zweck Wohnungen zu ver-
mieten haben, gebeten, dies schriftlich dem Herrn Assistenten
Besser — Kurhaus — anzuzeigen.

* Bundesfest. Der Nassauische Hauptverein des Evang.
Bundes hält seine Jahresversammlung diesmal in Frankfurt ab
und zwar am 3. und 4. Mai. Sie beginnt am Sonntag, den 3.
Mai, Nachmittags 5 Uhr, mit einem Festgottesdienst in der
Paulskirche, wobei Superintendent Dr. Meyer (Zwickau), ein
hervorragender Kanzelredner, die Predigt hält. Daran schließt
sich abends 7½ Uhr eine Begrüßungsversammlung im evang.
Vereinshaus Westend (neue Mainzerstraße 41). Ebenfalls finden
am Montag die Beratungen statt.

* Kaiserpanorama. 1. Serie: Dalmatien und das Küsten-
land zeigt uns in wundervoller Plastik und Perspektive die
Schönheiten der adriatischen Meeresküste von Triest bis Cata-
taro, deren Besichtigung jedem Freund der erhabenen Natur
einen willkommenen Genuss bereiten wird. Die Hauptanzie-
hungskraft wird jedoch in dieser Woche die 2. Serie ausbilden,
welche uns zu den Schlachtfeldern von Gravelotte, Reims usw.
führt, aber wir sehen diese nicht im Gewoge des Krieges mit
allen seinen Vitterkeiten, sondern ein Vierteljahrhundert später,
im August 1895, wo die Liebe pietätvoll die summen und doch
so bereiten Grabdenkmäler der gefallenen Soldaten aufsucht und
mit Kränzen schmückt hat. Bald ist es ein einfaches Kreuz, bald
ein großer Obelisk oder ein von zierlichem Eisenblech geschüt-
tes Monument, deren Inschriften kündigen, welchem Regiment,
welcher Brigade, Division usw. die dort Schlummernden ange-
hört haben. Erhebend wirkt es auf das Gemüth des Beschauers,
wenn er sieht, wie die überlebenden Kampfgesossen am 25. Ge-
bentag an jenen Stätten zu ergreifenden Ovationen sich ver-
sammeln.

Verzweifelt

sehen die vielgeplagten Hausfrauen auf den vollen
Stopfkorb nieder, denn die mühseligen, langweiligen
zeitraubenden Stopfarbeiten nehmen kein Ende. All
dies wird vermieden, wenn man den vielfach prä-
mierten

Magic Weaver Stopf-Apparat

besezt, mit welchem selbst ein Schulkind Strümpfe,
Leinwand etc. ob mehr oder weniger schad-
haft, ganz selbständig (kein Nähmaschinenheil)
schnell und wunderbar gleichmäßig, wie
neu gewebt wieder herstellen kann.
Preis m. illustr. Anleitung und Probearbeit Mk. 3.—.

Einzige Bezugsquelle:

Franz Schirg, Wiesbaden,
Webergasse 1, Nassauer Hof, 1539

Um mein grosses Lager in

Tapeten und Linoleum

etwas zu räumen, habe ich die Preise
sehr billig
gestellt und bitte diese Offerte zu berücksichtigen.

Julius Bernstein, Wiesbaden,
Kirchgasse 54, nahe der Langgasse.

1190

Was die Hausfrau sagt!

Frau M. R. in Sch. schreibt:

„Ich benütze seit längerer Zeit Sunlight
Seife und muss Ihnen meine ungeteilte An-
erkennung aussprechen, nicht nur über die
grosse Reinigungskraft, sondern auch über die
Art und Weise, wie sie die Wäsche schont.“

Sunlight Seife

Trauringe

Kein Laden. — Grosse Lager.

sowie alle

Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von **Fritz Lehmann, Goldarbeiter**
Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse.

990



Nr. 100

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 30. April.

1903

Der Gemeindecart.

Roman von M. E. Isborn.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Also Onkel Joachim sagte, daß er nicht geschlafen habe, und freute sich über Gisela's Strauß, denn es war nun solch sonderbarer Zusammenhang zwischen ihm und der Natur, daß er aus allem, was grünt und blüht, etwas Seltsames auffing, wofür Andere gar kein Verständnis haben, und doch war er kein Dichter, denn er hatte nie das Bedürfnis, seine Empfindungen in Worten zu offenbaren. Die Harmonie in seinem Innern drängte ihn nicht aus sich heraus. Gisela saß an seinem Bett. Die Abendsonne fiel hinter ihr durch die beiden hohen Fenster, die aus sehr kleinen, quadratisch abgetheilten Scheiben bestanden, und webte eine goldene Corona um die Contouren ihres Kopfes, daß es Onkel Joachim einfiel, sie nachdenklich zu betrachten, und sie sehr, sehr schön zu finden.

„Du bist eigentlich ganz aus der Art geschlagen, Gisela“, sagte er, „Du hast gar keine Heidenbruchsche Physiognomie. Ich glaube, Du bist eine verwunschene Prinzessin — eine, die uns heimlich untergeschoben ist. Sag' mir nur, Mädel, wie es zugeht, daß Du noch keinen Mann gefunden hast?“

„Ich werde wohl niemals heirathen, Onkel Joachim.“

Da lachte er laut auf. „Mädel, red' nicht so patzig, oder bist Du bei Johanna Woher in die Schule gegangen?“

„Ja und nein — beides. Johanna Woher hat Recht, wenn sie sich für die Idee begeistert, das Frauengeschlecht auf eigene, feste Füße zu stellen, und ich bewundere sie, weil sie sich für ihre Anschauungen opfert, aber schau, Onkel Joachim, in mir wehrt sich doch noch vieles gegen ihren Standpunkt.“

„In mir auch, Gisela, obgleich sie mir vor Zeiten nicht gleichgiltig war — weißt Du, ich hätte sie fast geheirathet.“

„Onkel Joachim!“

„Ohne Spaß, Gisela, ich war drauf und dran; aber sag', Mädel, verstellst Du Dich, oder weißt Du wirklich nichts von der Geschichte?“

„Ich weiß nichts, Onkel Joachim.“

Er lachte. „So ist es gut. Ich habe nicht zur Ehe getaugt. Johanna Woher kann von Glück sagen, daß sie mich nicht bekommen hat — denke nur, wie das alles geworden wäre! Sie mit ihren hochgepannten Forderungen an Frauenrechte — ich hätte ja garnicht gewußt, wie ich mit meinen fünf Sinnen nur alles hätte errathen sollen, was sie bedarf — dazu gehören ja 3 oder sieben Sinne — die hat kein Mensch.“

„Onkel Joachim, Du beurtheilst das falsch, wenn Ihr Euch liebtet —“ da klopfte es kurz accentuirt an die Thür, und im gleichen Moment trat jemand ein — ein großer, stattlicher Mann mit festem, trozigem Gesicht.

Gisela hatte ihre Rede unterbrochen — ihr Herz begann zu klopfen, sie athmete eine überwältigende Empfindung ein — seine Nähe — und der Gemeindecart wandte sich gegen Onkel Joachim, schüttelte ihm die Hand und überstürzte sich mit Fragen.

Ein kleiner, grauer Nachtfalter flatterte vor den geschlossenen Fensterscheiben — er sah das Dämmern draußen im Garten — das wundervolle Abendwerden — und er strengte

seine Flügel an, das Glas zu durchbrechen — der arme, groue Nachtfalter!

So eigenartig schwillt lag's über den Gemüthern. Es war an diesem Abend in alle eine große Erregung gefahren. Jeder streckte die seelischen Fühlfäden weit über den concreten Wahrnehmungskreis hinaus in die große Ungewißheit, wo die Hoffnung wie eine Riesengestalt aus goldenen Fäden Träume spinnt.

Herr von Heidenbrück hatte seiner Gattin dicht vor dem Souver Graf Fluens Enthüllungen mitgetheilt, und dabei war's über ihn gekommen, sie im Freudentaumel um den Leib zu fassen und dreimal auf den Mund zu küssen. Er hätte auch den Nachtwächter umarmt, wenn der gerade der Berechtigte gewesen wäre, das glückselige Geheimniß, die Ehren und den Stolz mit ihm zu theilen.

Frau Mathilde schossen Freudenthränen in die Augen, sie war aufgelegt, Gisela's großes Glück ganz zu empfinden, denn die Sorge um Rudolf war zusammengeschrumpft, sie lag ihr nicht mehr erdrückend auf dem Herzen. Sie strahlte in mütterlicher Würde, als sie Graf Fluens beim Souper den Platz neben sich anwies. Sie freute sich an ihm — an seiner Strammheit, den guten Manieren und der ganzen vornehmen Wohlerzogenheit. Den hatte die Vorsehung als Ausgleich von Rudolfs ungeschickter Heirath ins Haus geführt!

Gertrud steckte noch immer in ihrem braunen Reifelleid — es sah schon ganz vertragen aus. Jeder hätte sie für ein untergeordnetes Mitglied des Hauses gehalten.

Rudolf ignorirte sie heute völlig. Er trank viel Wein und führte das große Wort. Es waren Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse mit Graf Fluens aus der Militärzeit, die ihn zur Lebhaftigkeit animirten. Er lehrte ganz den alten lustigen Bruder heraus, der er einst war.

„Champagner!“ rief er nach Beendigung der Mahlzeit befehlend, als ob er im Casino säße oder an der Gasthaustafel.

„Freilich, wir müssen Champagner trinken!“ stimmte Herr von Heidenbrück zu, und er ging selbst in den Keller, die lustige Beude Cliquot aus ihrem dunklen Verließ zu befreien.

Die silberglänzende Wittwenhaube war mit Drähten um ihren Hals befestigt, denn Beude Cliquot hatte ein gewaltsames Temperament. Kaum daß Herr von Heidenbrück ihr die eisernen Fesseln löste, schlenberten sie ihr Häubchen knallend in die Luft — alles an ihr schäumte, man sah's, sie war zur Freude berufen.

Graf Fluens nahm sein Glas und toastirte auf Rudolfs Heimkehr. Er machte das kurz und warm: „Ich trinke Dein Wohl, Kamerad, und begrüße Deine Heimkehr als ein frohes Ereigniß, an dem ich Theil nehme, wie ein Bruder!“

Dann stießen sie alle an, und als Graf Fluens' Glas mit Gisela's zusammenklang, besteteten sich Herrn von Heidenbrück und Frau Mathildens Blicke gleichzeitig auf die Tochter.

Sie hatten es beide gefühlt, daß der Graf in diesem Augenblicke mächtig erregt war — aber das ging vorüber. Jetzt sah

er ganz still auf seinem Plaze und sah vor sich nieder auf den Keller.

Gisela aber rückte ihren Stuhl näher zu Gertrud. Sie griff ihre Hand und hielt sie auf ihren Knien.

Beide Cliquot machte Rudolf den Kopf wärmer. Er wäre jetzt zu jedem Uebermuth aufgelegt gewesen, auch zu einer Brutalität. Sein Blick blieb an Gertrud hängen.

„Mach' nicht so ein Schafsgesicht!“ herrschte er sie an, und weil dieser Ausruf Gertrud verblüffte, sah sie nicht geistreicher aus, als vorher. Sie wurde verlegen, denn sie schämte sich.

„Hörst Du? Du sollst nicht dies Schafsgesicht machen!“

Gertrud zitterte, ihr traten Thränen in die Augen.

Statt ihrer sprach Gisela: „Rudolf, besinne Dich, zu wem Du sprichst.“

Sie umklammerte Gertruds Hand ganz fest und maß Rudolf mit vorwurfsvollem Blick. Der aber ließ sich nicht beirren — er streckte den Kopf gegen Gertrud vor und ahnte das Blöken eines Schafes nach.

Gisela erhob sich hastig und zog Gertrud mit sich. „Komm“, das sollst Du Dir nicht gefallen lassen.“

Sie verließen das Speisezimmer durch die gläserne Flügeltür, die in den Garten führt.

Als sie kaum im Freien standen, vernahmen sie von innen einen heftigen Faustschlag auf den Tisch.

Instinktiv zog Gisela Gertrud mit sich in den Garten. Sie legte ihr den Arm um die Schultern.

Ueber ihnen flimmerten die Sterne im kühlen Himmelsblau, es war ein Glimmern und Funkeln, daß sich von oben eine weiße Helle über den dunklen Park ergoß. Allerlei Wohlgerüche strichen durch die Luft. Die Rosen dufteten, das Gras duftete, und aus der Erde stieg eine köstliche Frische auf.

Die beiden jungen Menschen gingen schweigend zwischen dichtem Gebüsch den schmalen gewundenen Weg hinab. Gertrud schluchzte; ihr nasses Gesicht lag an Giselas Schulter — sie überließ sich der Führung, denn es war nun alles in ihr zusammengebrochen — die Kraft, der Muth, die Selbstbeherrschung. Unter dem fremden Himmel wehte sie alles beängstigend an. Selbst die alten schattigen Kastanien, unter denen man sommerlich bei einander saß, flößten ihr Furcht ein — sie ragten so unnahbar stolz und so dunkel hinter dem Schloß empor, und die hellgrün lackirten Gartenmöbel standen in dem undurchdringlichen Schatten, wie etwas abstoßend Vornehmes.

Nirgend ein heimathlich Liebes — kein fröhliches Leben, wie daheim, wo man bei der Arbeit sang, gerade ob alles Schaffen eine lustige Spielerei gewesen wäre. Und die vielen Thiere, mit denen man zusammen lebte, weil sie zahm und zutraulich waren, wie Spielgenossen.

Gertrud hatte Heimweh, brennendes Heimweh.

Unten an der Wiese, wo es im Frühling von wilden Tulpen über und über blüht, steht hart am Stamme einer Eiche ein hölzernes Bänklein. Ganz ohne Lehne, nur aus einem Brett und vier Pfählen zusammen gezimmert. Der Gärtner hat es einst für Christel und die Kinder aufgerichtet, weil es ein wunderbarer Anblick war, die vielen Tulpen in ihren verschwommenen, leuchtenden Farben durcheinander blühen zu sehen, namentlich, wenn die Sonne scheint oder nach einem frischen Gewitterregen.

Es war ein einsam Plätzchen. In dem hohlen Eichenstamme hausten Käuzchen, die waren mit ihrer Brut ins Geäst geflogen und piffen.

Gisela hatte Gertrud auf die Bank gezogen. „Gertrud, sag', Du bist sehr unglücklich?“

„Ueber alle Maßen!“

Wieder schwiegen sie, nur Gertrud schluchzte, und oben die jungen Käuzlein zirpten und piffen. Sie waren noch ganz winzig klein; eine Henne hätte ihrer acht mit den Flügeln gedeckt, aber sie hatten schon volle gelblich-grauer Federkleidchen und kluge, kugelförmige Augen.

Gisela neigte sich dicht zu Gertruds Gesicht. „Gast Du Rudolf lieb? Sag's aufrichtig, Gertrud, mach' mir gegenüber kein Hehl aus Deinem Herzen.“

Gertrud schluchzte noch heftiger und drängte sich leidenschaftlich an Gisela. „Heimweh habe ich, daß ich sterben möchte — wenn ich nur nach Hause könnte!“

„Du möchtest Rudolf verlassen?“

„Ich fürchte mich vor ihm, er ist ja wieder krank, seit er hier ist. Wenn Du's wüßtest, Gisela, wie er schrecklich sein kann!“

„Der arme Rudolf! Schau, Gertrud, Ihr seit beide schlimm dran — wie kam's nur, daß Ihr heirathet?“

„Ich weiß nicht, er war damals ganz, ganz anders, wir vergötterten ihn alle, wir hatten solche Illusion von ihm.“

„So hast Du ihn nicht aus Liebe genommen?“

„Wohl, Gisela, ich hatte ihn lieb, sonst wäre ich doch nicht mit ihm übers Meer gegangen.“

„Und jetzt bereust Du es?“

„Weil Rudolf so anders ist. Drüben in Argentinien hättest Du ihn sehen sollen, was er da alles aus mir machte!“

Gisela war's, als höre sie ein Kind sprechen, ein gedankenlos unreifes — das war nicht der Verzweiflungsschrei eines unglücklichen Weibes, das sich an seiner Liebe verblutet — nein, nur der Jammer eines grenzenlos unglücklichen Kindes. Thoren, die die Beiden waren, sich aneinander zu schmieden, ohne zu wissen, was sie thaten.

„Trachte ruhiger zu werden, Gertrud, ich weiß in diesem Augenblick keinen Rath, Dir zu helfen, nur davon sei überzeugt, daß ich Dir zur Seite stehen will als Deine treue Schwester, wann immer Du mich brauchst.“

„Ich fürchte mich vor Deiner Mutter!“ und dabei krampfte sich Gertrud leidenschaftlich an Giselas Arm.

„Es wird alles besser gehen, als Du denkst“, tröstete Gisela weich, obgleich sie nicht sicher war, daß sie die Wahrheit prophezeite. Fürchtete sie sich doch selbst vor der Mutter, allzeit, schon von der Kindheit her.

„Und dann“, fuhr sie fort, „werdet Ihr beiden auch nicht immer im selben Haushalt mit uns leben, Ihr werdet Euer eigen Heim bekommen.“

Das war ein Hoffnungsstrahl.

Gertrud hielt mit Schluchzen inne — sie hätte das noch einmal hören mögen, damit es auch ganz gewiß sei.

„Liebe Gisela, ist das Dein Ernst?“

„Sicher.“

Sie saßen nun wieder stumm neben einander. Gisela schauerte es vor Gertruds junger Ehe — o Gott, solch' entsetzliches Loos! — und mit einem Male sprang sie auf — es kam jemand die Boskett entlang, und im leichten Nebel, der von der feuchten Wiese aufstieg, sah er groß und stattlich aus. — Gisela wußte nicht, wie ihr geschah, sie meinte, den Boden unter ihren Füßen wanken zu fühlen, und wie sie noch da stand in dem fieberhaften Sinnenrausch, trat die Gestalt ganz aus dem Nebel und dem Buschwerk heraus.

Die Käuzchen oben im Baume zirpten durcheinander, als führten sie einen Streit im Blätterwerk — Gisela aber schalt sich eine Thörin — ihre Augen hatten sie betrogen — Graf Fluen stand vor ihr.

Er war gekommen, die Damen zu suchen, denn Frau Mathilde verlangte nach Gertrud.

Er sagte das mit verschleierter Stimme, während er sich über Giselas Hand beugte und sie küßte.

Der Fuß brannte. Gisela mußte die Hand gewaltsam frei machen. Sie fühlte seine Leidenschaft, und sie richtete sich ganz stramm auf.

Hatte sie ihm je auch nur das kleinste Recht gegeben, ihr so zu begegnen?

Er stand noch immer knapp vor ihr und blickte ihr ins Gesicht, aber Gertruds Anwesenheit gab ihr Sicherheit. Sie reichte ihr die Hand: „Komm“, Gertrud.“

So schritten sie zu dreien dem Schlosse zu.

Frau Mathilde stand vor der Thür und wartete. Sie brückte das Taschentuch gegen die Augen.

Schon von Weitem rief sie Gertrud zur Eile an.

Rudolf war durch den Wein erhit in die heftigste Aufregung gerathen. Es war ihm eingefallen, seinen Revolver zu suchen, und als er ihn im Schlafzimmer nicht fand, schrie er nach Gertrud, daß sie ihn schaffe. „Ich habe den Revolver verlost“, erläuterte Frau Mathilde ihren Bericht, „denn Rudolf darf ihn nicht mehr in die Hand bekommen, Du mußt trachten, ihn zu beruhigen.“ Dabei zog Frau Mathilde Gertrud am Handgelenk durch das Speisezimmer in den Hausflur.

Herr von Heidenbrud sah ganz verstört an der abgeräumten Tafel. Leere Champagnergläser standen umher — eins lag zerbrochen am Boden.

Gisela blieb betroffen stehen, sie blickte den Vater an — die große Unordnung im Zimmer. Eine ahnungsvolle Angst trieb sie, der Mutter und Gertrud zu folgen.

Draußen auf dem Flur tönte ihr Rudolfs Stimme entgegen. Frau Mathilde kam gerade aus seinem Zimmer, als Gisela eintreten wollte.

„Was willst Du hier, Gisela?“

„Gertrud nicht mit Rudolf allein lassen, Mama.“

„Bist Du von Sinnen? Gertrud ist seine Frau, Du hast da drinnen nichts zu suchen.“

„Mama, Gertrud ist ein Kind, wie kannst Du sie mit einem Rasenden einperren, hör' doch nur Rudolfs Lärmen, er kann ihr ein Leid zufügen.“

(Fortsetzung folgt.)



Persische Ehen.

Man hat sich allgemein daran gewöhnt, das Weib in Persien für ein verschleiertes, juwelenhangenes Wesen, für die Sklavin und das Spielzeug eines eifersüchtigen Besitzers zu halten und als ihr Ende den Sack, den Strid oder ein verachtetes Alter anzusehen. Das ist jedoch ein starker Irrtum. In Persien heiratet ein Mädchen, um die Stelle als Vertraute und Freundin ihres Gatten auszufüllen, den Haushalt zu leiten, wenn sie das Zeug dazu hat, vorzüglich aber, um ihre etwaigen Kinder aufzuziehen. Wie überall, werden auch hier die Eheschließungen der Reichen von einer Art Politik diktiert, während die der mittleren und niederen Stände durch die betreffenden Eltern vereinbart werden. Sogenannte Liebesheiraten bilden bei weitem die Minderzahl. Die Perser pflegen in der Regel nur Ehebindnisse einzuleiten, welche sie als vorteilhaft für ihre Kinder betrachten. Polygamie kommt nur als Ausnahme vor, und bei zwei oder noch mehr Frauen sorgt man auch für eben so viele Haushaltungen. Weder Wohnung, noch Kasse, Dienstherrschaft, Kleidung oder Juwelen sind gemeinschaftlich, und die einzige Quelle von Streitigkeiten bildet der Anspruch auf die Gesellschaft des Gatten. Gewöhnlich sind die betreffenden Frauen aber nicht etwa eifersüchtige Rebabuhlerinnen, sondern im Gegenteil die besten Freundinnen. Während es in der Theorie richtig ist, daß der Mann sich seiner Gattin durch die vor Zeugen ausgesprochenen Worte: „Du bist von mir geschieden“ entledigen kann, so ist praktisch in Persien eine Scheidung herbeizuführen doch nicht minder schwierig, als in Europa. Dort heiratet auch das ärmste Mädchen nicht ohne Abschließung eines Ehekontraktes, der auch für den Fall einer Scheidung seine Wirkung nicht verliert, und bei den Eheschließungen verlangen die Anverwandten von ihrem Gatten die Anerkennung einer größeren Mitgift, als sie in der Tat erhält. Die Verpflichtung, dieses „Mehr“ zurückzuzahlen, ist es, welche den Gatten, außer bei zwingendsten Gründen, von einer Scheidung zurückhält. Ist der gegenseitige Widerwille dagegen sehr stark und eine Trennung beiden Teilen wünschenswert, so verständigt man sich leicht dahin, daß die Frau auf die Rückzahlung ihres Eingebrauchten ganz oder teilweise verzichtet. Am meisten werden die Ehen zwischen Geschwisterkindern bevorzugt. Der Grund dafür liegt in dem Umstande, daß diese von Kindheit auf miteinander bekannt und befreundet sind, weil jedes junge Mädchen für die ganze übrige Welt, mit Ausnahme ihrer Brüder und Schwestern, ein verschleiertes Geheimnis bleibt, so daß, wenn nicht gegenseitige Abneigung oder ein zu großer Altersunterschied dazwischentritt, der junge Perser in der „Tochter seines Onkels“ naturgemäß die zukünftige Gattin zu erblicken pflegt und oft werden deshalb Geschwisterkinder schon in den frühesten Jahren miteinander verlobt.



Theater in Japan.

Ein japanisches Theater hat zwei Logenreihen, jede Loge der unteren Reihe wird durch Schiebtüren aus Papier in vier kleinere Räume geteilt, von denen jeder wieder, mit einem Kreuzgitter versehen, in vier Abteilungen zerfällt, welche, Bühnenställen ähnlich, je für vier Personen Raum bieten. Eine japanische Familie, die sich zu vergnügen beabsichtigt, mietet eine solche Unterabteilung für einen Tag, je nach ihren Geldmitteln näher oder ferner der Bühne, und zieht, nachdem sie die äußeren Gassen im Vestibül gelassen, mit Kissen, Kessel, Rauchapparat, Teegeschirr und ähnlichen Dingen am frühen Morgen, wenn die Theatervorstellung beginnt, daj selbst ein, um sie während der gewöhnlich zwölfstündigen Dauer des Stückes nur zu verlassen, um Besuche bei gleichfalls im Theater anwesenden Freunden zu machen.

Die Bühne nimmt das eine Ende des Gebäudes von Wand zu Wand ein. Die Schauspieler, welche sich, wenn sie nicht beschäftigt sind, in ihren Kostümen in der Eingangshalle des Theaters aufhalten, betreten die Bühne, über eine schmale Plattform über die Köpfe der Zuschauer hinwegschreitend, von vorn, da das japanische Theater weder einen hinteren Eingang, noch Kulissen besitzt. Zuweilen geschieht es, daß Szenen, welche ein rasches Spiel verlangen, gar nicht auf der Bühne, sondern gleich auf der schmalen Plattform abgespielt werden.



Ein Opfer des Feuerwassers.

Einige Reisende begegneten in der Nähe des Niagara-falles einem Indianer, der sie um etwas Brantwein bat, den einer ihrer Diener trug. Man versprach ihm eine ganze Flasche, wenn er oberhalb der Wasserfälle über den Fluß und wieder zurückschwimmen wolle. Er ging darauf ein, nahm die Flasche, stürzte sich ins Wasser und schwamm an das jenseitige Ufer. Als er wieder zurückkehren wollte, war die Strömung zu heftig. Vergeblich kämpfte er einige Minuten lang gegen das gewaltige Element an; seine Kräfte verließen ihn nach und nach und er wurde nach den Fällen hingetrieben. Als er sah, daß sein Geschick unvermeidlich sei, überließ er sich der Strömung, hob sich etwas über dem Wasser, setzte die Brantweinflasche an die Lippen und stürzte trinkend in den tosenden Abgrund hinunter.



Ärztliches Honorar in China.

Das Honorar für einen ärztlichen Besuch in China soll zwanzig bis vierzig Pfennige betragen. Man sollte nun denken, daß da, wo ärztlicher Rat so wohlfeil, niemand denselben entbehren würde. Doch dem ist nicht so, sondern der Chinese behilft sich solange, wie nur möglich, ohne Doktor, man sagt, der abscheulichen Ingredienzien wegen, welche die mongolischen Ärzte ihren Arzneien untermischen. Extrakte aller Kriechtiere befinden sich in der Liste der chinesischen Drogen, und niemand entschließt sich, eher davon einzunehmen, als in den allerdringendsten Fällen.



Tropische Gewitter.

Die Berggipfel über Port Royal auf Jamaica bedecken sich Tag für Tag mittags um zwölf Uhr mit Gewölk, welches nach Verlauf einer Stunde seine größte Dichtigkeit erlangt, sich hierauf in von Blitzen durchzuckten Regen auflöst, bis gegen drei Uhr das Gewitter vorüber ist, der Himmel sich klärt und schönes Wetter wiederkehrt. Dies geschieht regelmäßig täglich während der Regenzeit, welche fünf Monate des Jahres währt. 150 Gewitter finden während dieser Zeit in Kingston statt, einer Stadt, welche gleichfalls auf Jamaica, in den Blauen Bergen gelegen ist. Diese regelmäßige Wiederkehr von Gewitterregen, welche stets nach den heißesten Tagesstunden stattfindet, wird durch die aufgestiegene, mit Hitze und Feuchtigkeit geladene Luft bewirkt, welche sich an den oberen Abhängen des Gebirges in großen Mengen angesammelt hat. Eine ähnliche Erscheinung regelmäßig wiederkehrender Gewitter beobachtet man auch an der bergigen Südküste Afrikas, besonders in der Kolonie Natal. Hier beginnt der Tag gewöhnlich mit hellem Himmel und glühendem Sonnenschein, doch gegen Mittag univölkt sich der Himmel in den höchsten Regionen des Gebirges und nach Verlauf einiger Stunden tritt Regen mit heftigen Gewittererscheinungen ein. Dies findet täglich während der Sommermonate, vom Oktober bis Februar statt. Die Gewitter entladen sich Tag für Tag genau zur selben Stunde und zwar vier bis fünf Tage lang auch immer ganz genau über derselben Stelle. In einigen Gegenden Brasiliens sollen Gewitter mit derart täglich wiederkehrender Regelmäßigkeit auftreten, daß man bei vorkommenden Einladungen zu Nachmittagsvergönungen stets hinzuzufügen pflegt, ob man das Eintreffen der Gäste vor oder nach dem täglichen Gewitterregen erwartet.



Sie
sparen
viel
Geld,

wenn Sie die so beliebten Trikothemden mit Vorhemden-
einsatz **bei mir** kaufen. Die Hemden sind aus
bester leicht ägyptischer **Maceo-Baumwolle**
(Pflanzenfaser) hergestellt und kosten in Sommer-
qualität bei Brustbreite von

96	102	108	114 cm
klein	mittel	gross	sehr gross
Mk. 3.25	3.50	3.75	4.— p. St.

Passende Vorhemden, Ia. Qual., 75 Pf. u. Mk. 1.—.
Anfertigung von Extragrößen in kürzester Zeit.

L. Schwenck, 9 Mühlgasse 9.

141

Carl Laubach & Co.

Fernsprecher 2335.



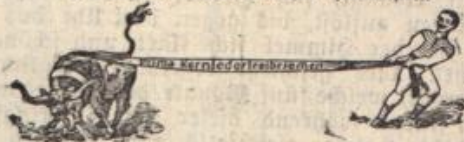
Fabrikation von Wagen- und Pferdebedecken, Entetücher,
Schürzen etc.

Großes Lager in Maschinentreibriemen aller Art, für alle Betriebe,
sowie alle techn. Fabrikbedarfsartikel.

Eigene Sattlerei mit Reparaturwerkstatt.

Man verlange unsere illustr. Preislisten.

876



Man
verlange
Scherer's
Cognac
Gg. Scherer & Co.
Langen
Darmstadt.

Ärztlich empfohlen.

• Preise stehen auf den Etiketten.

Flasche Mk. 1.90, 2.50, 3.—, 3.50, 4.—, 5.—

Cognac zuckerfrei Flasche Mk. 3.—

Vorzüglich für Genesende und Zuckerkranken.

Niederlagen durch Placate kenntlich.

Rh.-Westf. Handels-Lehranstalt
Dir. E. Schreiber.

Rheinstr. 103,
1.



an der
Ringkirche.

Am 4. Mai 1903:

Beginn der
Viertel-, Halbjahrs- und Jahreskurse.

Lehrfächer:

Einfache, doppelte und amerik. Stenographie (Gabelberger).
Buchführung. Schönschreiben.
Buchführung. Contorpraxis. Maschinenschriften etc.
Correspondenz. Engl., franz. und italienische
Kaufm. Rechnen. Correspondenz.

Der Unterricht wird direct praktisch für die
Praxis ertheilt und werden die Lernenden von der
ersten Stunde an, an selbstständiges Arbeiten ge-
wöhnt.

Perfekte Ausbildung garantiert. Nach Schluß der Kurse
schriftliche und mündliche Prüfungen, sowie Zeugnisausstellung.
Auf Wunsch Privat-Unterricht. Vermittlung von Stellen.

Die Contoristinnen- und Buchhalterinnen-Kurse
für Damen als sicherster, heutiger Lebens- und (Er-
werbsberuf) stehen unter persönlicher Leitung von
Frau E. Schreiber, langjährige Handelslehrerin. —
Interessenten wollen sich frühzeitig melden.

Täglich Beginn neuer Schreib-Kurse: Kaufm.,
Beamten-, Kops- und Rundschrift, in Tages- oder Abendstunden,
nach meiner in ganz Deutschland, sowie im Auslande bekannten
und eingeführten Methode unter Garantie des Erfolges.

Schreiberfolg.

Wimm's Schrift
für die Buchführung
und Correspondenz
Dr. Wimm

Dr. Wimm's Schrift
für die Buchführung
und Correspondenz
Dr. Wimm

Das Original obiger Schrift, sowie andere Schreiberfolge
von hiesigen Schülern liegen in meinem Bureau Interessenten
zur Einsicht offen.

Für Schüler und Lehrlinge ermäßigte Preise.
Die Direction.

1501

Neues Haus **ausserst gemüthliche Lokalitäten.**
Langgasse 43 Langgasse 43

„Malepartus“

Hotel u. Restaurant 1. Ranges

verbunden mit

Badhaus mit eigener Thermalquelle.

Schönstes und feinstes Restaurant
am Platze

mit allem Comfort eingerichtet.

Ganz vorzügliche Weine.

Pilsener und Münchener Biere.

Fernsprecher No. 904.

8900

Die Direction.

Möbel u. Betten

gut und billig auch Zahlung-
erleichterungen zu haben.

A. Leicher, Adelheidstraße 46.

Alle Delicatessen der Saison.



Nr. 18.

Donnerstag, den 30. April 1903.

18. Jahrgang

Es muß doch Frühling werden!

Und wenns auch hagelt, stürmt und schneit
Aus Norden und aus Westen,
Ich geb mit stiller Heiterkeit
Ein Dichterwort zum Besten,
Das schöne Wort, das Geibel sprach,
Hat Geltung noch auf Erden,
Vor ihm steht alles Weh und Ach:
Es muß doch Frühling werden!

Verboten wird durch die Zensur,
Bald dieses und bald jenes;
Es ist für Kunst und Litt'ratur
Solch Hemmschuh gar nichts Schönes!
Doch seh ich schon den Geist der Zeit
Mit himmlischen Geberden,
Wie er uns von dem Zwang befreit;
Es muß doch Frühling werden!

Die Wahlen stehen vor der Thür;
Forsich wird Tam-Tam geschlagen;
Den Stimmenfang treibt mit Plaisir
Mam flott in diesen Tagen.
Doch schließlich bricht die Wahrheit Bahn
Sich selbst bei Stimmviehherden,
Und aus den Schädeln flieht der Wahn!
Es muß doch Frühling werden!

Nachdruck verboten.

Meyer und Schulze.

Humoreske von Th. Strahlenberg.

Sie waren stets erbitterte Feinde gewesen, wiewohl sie seit mehr denn 8 Jahren auf ein und derselben Etage wohnten. Herr Meyer und Herr Schulze, Frau Meyer und Frau Schulze. Wohingegen jeder der beiden Gemänner eine stille Neigung zu des Nächsten Weib gefaßt hatte, die von diesen auf's Ehrlichste erwidert ward.

So wollte es denn eines Tages der Zufall daß als Herr Meyer, früher als er erwartet wurde von einer Geschäftsreise heimkam und Herr Meyer kam stets früher als man ihn erwartete, er seine Frau nicht zu Hause traf. (Er traf sie nämlich niemals zu Hause). Dahingegen öffnete die Schulze von vis-a-vis wie von ungefähr die Thür, ihn mit ihrem verführerischen Lächeln zum näher treten ermutigend.

„Meine Frau ist nicht zu Hause. Der Schlüssel ist abgezogen was soll ich beginnen?“ frug ratlos Dr. Meyer.

„Wenn Sie mir ein wenig die Ehre Ihres Besuches schenken wollten“, lispelte die Schulze mit vielfachem Lächeln.

Und Dr. Meyer vermochte der verführerischen Einladung nicht zu widerstehen zumal ihm die Schulze versicherte, seine Frau verbringe den Abend bei einer erkrankten Freundin, von wo sie in den ersten Stunden kaum zurück zu erwarten sei. Mit unendlichem Behagen lauschte er bald darauf im molligen Wohnzimmer der Schulze den sinnigen Reden der Hausfrau, als unbemerkt von ihm selber eine halbe Schüssel selbstgebackener Nuzenmandeln auf und trank funkelnden Nebenast aus kristallener Schale. Als er zu Ende damit war rüstete er sich zum Fortgehen.

„Ja, aber mein Gott, wohin wollen Sie denn schon?“ fragte erschreckt die Schulze die dieses Stellbildein ungemein annahete.

„Ja wohin, wohin? Ins Orpheum selbstredend.“

„Und das gerade heute, wo mein Mann seinen Regelaabend hat.“ Schmollte die Schulze mit großen erschreckten Augen in denen Thränen zitterten.

Und wer vermag Weiberthänen zu widerstehen? Dr. Meyer zuletzt. Und so ließ er denn in zartester Form eine Einladung an die Schulze ergehen, die diese nach kurzem Sträuben acceptirte, wonach sich unser Pärchen im Schutze der Januar-nacht auf den Weg machte.

Eine Viertelstunde später traf Frau Meyer ein und richtete ihr Abendessen worauf sie sich, ihren Mann auf Reisen wähnend, zur Ruhe begeben wollte, als ein unheimliches Geräusch an der nachbarlichen Pforte sie aufschreckte.

Diebe, Diebe gings ihr durch den Sinn. Und wiewohl sie Madame Schulzen den kleinen Schreck, ihre Wohnung bei ihrer Nachhausekunft ausgestohlen zu sehen gar wohl gegönnt hätte, beschloß sie dennoch aus persönlichen Rücksichten nach dem Rechten zu sehen. Allein es waren nicht Diebe, sondern Herr Schulze, der unerwartet nach Hause gekommen war und nun vergeblich Einlaß begehrte. Hurtig öffnete die Meyer die Thür um ihm das im Selbstverlage erschienene Märchen aufzubinden, seine Frau sei soviel sie gehört habe zu einer erkrankten Freundin geeilt und kehre voraussichtlich nicht vor Mitternacht zurück.

„Schade, ich habe so hübsche Plätze fürs Orpheum mitgebracht“, stöhnte Herr Schulze mit einem nicht mißzuverstehenden Blick auf sein reizvolles Gegenüber.

„Schade“, nickte verständnisvoll Frau Meyer, „trösten Sie sich indeß mit mir, die ich in der gleichen Lage bin, indem mein Mann verreist ist.“

„Wohlan so schließen wir ein Schutz- und Trutzbündniß und gehen gemeinsam dorthin.“

Ein feuriger Blick aus Schulzens Augen läßt Frau Meyer die letzten Scrupel vergessen. Eine Viertelstunde später verließ

ein zweites Pärchen im Schutze der Dunkelheit das Haus. Das Theater war bei ihrer Ankunft ausverkauft. Adolar Liebling der berühmte Damenkomiker sang. Sang zu erniedrigten Preisen mit erhöhter Stimme. Aber eine Loge wie geschaffen zum gemüthlichen Flirt war noch frei und die kriegten nach eifrigem Bemühen Meyer und Schulze. Ihnen gegenüber saß ein zweites Pärchen, das offenbar zu dem gleichen Zwecke hierhergekommen war wie sie selber.

„Der Kopf ist so bang und das Herz ist so schwer“ sang jetzt auf der Bühne der zur Chantseuse verkleidete Adolar Liebling mit donnerartiger Stimme und scharfem Accente. Meyer und Schulze stiegen sich an, wurden roth und sahen dann wie auf Kommando hinüber zu ihrer Konkurrenz, die das gleiche Manöver durchführte wie sie selber.

„Bin das Küssen so gewöhnt, daß ich's nicht lassen kann.“ Wieder derselbe Bluthblick, der das Herz der Frau Meyer kuppeln machte. Erröthend streckt sie ihm die Hand hin, die er galant zu den Lippen führt. Interessirt blicken sie nach Vollzug dieser Handlung zu der Nachbarloge hinüber, wo das zweite Pärchen gerade mit hochrothen Köpfen auseinanderfuhr, was einen derart possierlichen Anblick hervorrief, daß Schulze das Lachen nicht um alle Erdenstücke verkneifen konnte. Verärgert ob solcher Annäherung holte nun das Gegenüber den Selbsthüter hervor, um sich den frechen Nachbar einmal gründlich zu betrachten. Plötzlich jedoch läßt er ihn fallen, erhebt sich mit jähem Rude um mit posannentartigem Klänge mitten hinein in die zu Stein erstarrte Menge Verbaljurien wie „Kanaille“, „Ver-rätherin“, „Seuchlerin“ muß ich Dich hier treffen, in dieser Gesellschaft zu schleudern. Doch nun hat auch Frau Meyer das Pärchen vis-a-vis erkannt, alle die schmeichelhaften Nebenwunden verdoppelt zurückgebend, also das wohlgerechtfertigte Staunen und den gerechten Unwillen der den Stoßseußern der Wittwe „mit den drei Gatten“ andächtig lauschenden Menge erregend. Unglücklicherweise wurde ein im Saale anwesender Polizist auf den widerlichen Vorgang aufmerksam, der sich unverzüglich nach oben begab, die Ursache der unliebsamen Störung zu erforschen.

„Wenn man seine Frau in Gesellschaft eines andern sieht!“ zischte der Meyer.

„Barbon, es ist meine Frau, die ich erblicke —“ überbot ihn erboht der Schulze.

„Ein Schurke ist der dem ich am Altar ewige Treue schwur“ — brüllte herzerreißend die Meyer. —

„Morgen am Tage leite ich die Scheidung ein — die Schulzen.“

„Wer ist eigentlich rechtmäßiger Ehemann und wer nicht? Aus der Sache werde der Teufel klug“, brummte der Vertreter der heiligen Hermandad.

„Sie ist meine Frau“, verteidigte sich Dr. Meyer und sie die Meiner der Schulze.

Mittlerweile hatte das kleine Intermezzo aller Blicke auf die Hauptdarsteller gelenkt und zwischen das mit voller Verbe emporgeschmetterte „ich hatte drei Gatten und hab' keinen mehr“ Klang es aus animirten Reihen „Ach wie so trügerisch“, „So'ne ganze kleine Frau“, „Treue schwurst Du mir am Altar“, Er muß raus aus dem Lokal, ließ sich ein Witzbold vernehmen. Und der behielt recht. Ehe man sich dessen versah hatte das ungemein belustigte Publikum Dynchjustiz an den Störenfrieden geübt und sie ohne langen Pauderns auf die im nächtlichen Dunkel liegende Straße gesetzt, allwo sie Zeit und Mühe hatten den Streit anzusehen. In welcher Weise und ob sie dies gethan, weiß keiner. Nur das eine wußte man, daß die Firma Meyer und Schulze, da gemeinsames Leid bekanntlich eint, in Zukunft Frieden schlossen sowie ferner daß Herr Meyer seine Frau mit auf Reisen nahm, Schulze aber dem Regalabend für alle Zeiten entsagte.

Im April.

Ich kam im Sturm nach Haus,
Meine Frau, die schalt mich aus,
Man nennt sie überall
Meine süße Nachtigall.
So erfuhr ich denn
In diesen Tagen
Daß die Nachtigall'n
Auch im Sturme — schlagen!

Wau-wau.

Zeichen der Zeit.

Zu Ostern ging's in Holland schlecht,
Es war von großen Streiks bedroht,
Es streifte selbst die Eisenbahn, —
Und da war Holland mal in Noth!

Wau-wau.

Loubet in Afrika.

Der Präsident von Frankreich fuhr
Nach Algier, he, juchhe.
Sehr strapaziös war diese Tour,
Wie schwigte Herr Loubet!

Abnehmen muß' er die Parod'
Nach seines Amtes Norm;
Ach, Loubet war ja nie Soldat,
Trug niemals Uniform.

Er ritt die Fronten ab im Grad,
Der brave arme Schelm;
Indeß, anstatt des chapeau claue
Trug er den Tropenhelm.

Aus seinem Tropenhelme rann
In Bächen hin der Schweiß
Und die Armee sah lachend an

Den helbenhaften Greis.
Der Helm zusammen mit dem Grad
Ist's Neu'ste auf der Welt,
Dies Bündniß ist ganz mein Geschmack

Verdient, daß es gefällt.
Nichts ist so häßlich und so dumm
Wie ein Cylinderhut,
Ist gleich verknüllt und schief und krumm,

Wenn man drauf sitzen thut.
Er wird bei Regen oder Wind
Glanzlos und borstig schnell,
Wird auch verwechelt sehr geschwind,

Im Café und Hotel.
Doch glanzvoll bleibt des Helmes Lach,
Ist praktisch, billig sehr,
Der Helm gehört zum schwarzen Grad,

Als ob's sein Bruder wär!
Er ist des Hauptes Schutz und Bier,
Ist äusserst haltbar auch,
O, würde er auch hier, auch hier
Bei Civilisten Brauch!

Wau-wau.

Nachdruck verboten.

Mißverstanden.

Humoreske von W. Wimmershof.

Herr Peregrin Worm war heute schlechter Laune. Soeben hatte er gelesen, daß dem Herrn D... seinem ärgsten Feinde, ein Orden verliehen worden war.

„Diesem albernem Fez, der nur im Parlament sitzt, um groß von sich reden zu machen, diesem Ausschneider allerschlimmster Sorte, diesem — — — Na, regen wir uns nicht weiter auf. Aber ärgern thut's einen doch, wenn man sieht, wie heute alles nach Schema „F“ gemacht wird“, brummte Herr Worm vor sich hin, indem er mit seinem Brieföffner nervös in den Papieren kramte, die in genialer Unordnung auf dem Schreibtisch lagen.

Die Uhr zeigte zehn Minuten auf sechs, und obgleich Herr Worm im allgemeinen die Zeit viel zu schnell verging, war er doch heute froh, daß er nunmehr zu seinem Stammtisch gehen konnte, wo sich um diese Stunde seine Bekannten allmählich einfanden.

Sonst war er immer der letzte. Allerdings mähigte er auch heute seine Schritte, um durch sein ungewohnt frühes Erscheinen nicht Grund zu allerhand Kombinationen zu geben.

Nur sein Freund Wolffi sollte in die Sache eingeweiht werden, denn von ihm allein erhoffte der so schmerzlich in seinem Empfinden Gefränkte am ehesten Trost und Rath.

Der war nun aber leichter erhofft, als gegeben. Nachdem Herr Worm seinem Freunde in einer verschwiegene Ecke die ganze endlose Vorgeschichte mit ihren kleinen und kleinsten Einzelheiten erzählt hatte, wobei der Zuhörer recht oft die Stirne in krause Falten gezogen hatte, was bei ihm immer ein Zeichen lebhafter Theilnahme war, hielt jener erwartungsvoll in seinem Redeschwall inne, um die Antwort zu hören.

„Ja, sieh' mal an, lieber Worm, das ist eine heisse Sache, die ein längeres Nachdenken erfordert. Erstensmal wirst du auf gewöhnlichem Wege wohl niemals zum Ziele kommen, denn dein Gegner ist eine bekannte Persönlichkeit im Parlament, die sehr leicht zum Hofe Zutritt hat, während du nur ein simpler Kaufmann — — —“

„Ein albernes Geschwätz kannst du dir jedenfalls sparen“, fuhr Herr Worm auf, der sich in seiner tiefsten Ehre gekränkt fühlte. „Du gehörst also auch zu denen, die es als ein Verdienst ansehen, wenn man recht tiefe Bücklinge vor hochgestellten Persönlichkeiten machen kann. Entschuldige, daß ich mich an dir ver- sehen habe.“

„Aber doch nicht gleich so hitzig, lieber Worm. Ich hatte doch gar keinen bösen Hintergedanken, sondern wollte nur dir plausibel machen, daß man ohne Annäherung nichts erreichen wird. — Höre du, da kommt mir gerade ein famoser Gedanke. Kürz- lich las ich nämlich in einer Zeitung, der man mit Recht intimere Beziehungen zum Hofe nachsagt, daß die Herzogin eine begeisterte Anhängerin der Amateurphotographie sei und mit ihren hübschen Aufnahmen schon wiederholt den Beifall der Allerhöchsten Herrschaften gefunden habe. Wie wär's wenn wir diese Thatsache zum Angelpunkt unseres Planes machten?“

„Wie so, ich verstehe nicht?“

„Paß' mal auf. Die Herzogin ist also eine begeisterte Zün- gerin der zehnten Klasse. Hier kann ein Hebel angelegt werden. Die nöthigen Kunstgriffe sind schnell gelernt, und es kommt ein- zig und allein darauf an, recht wirkungsvolle Landschaftsbilder aussfindig zu machen. Zum Beispiel würde man das hier ganz in der Nähe liegende Schloß der Herzogin von allen nur mög- lichen Seiten aufzunehmen haben. In einem hübschen Album vereinigt, läßt man dann die Bilder, begleitet von einem in De- muth ersterbenden Schreiben an die hohe Frau abgehen. Geht dir jetzt ein kleines Licht auf?“

„Um, der Gedanke ist ja ganz gut, nur glaube ich nicht, daß meine zukünftige Sportskollegin so ohne weiteres errathen wird, was ich eigentlich will, um sich an allerhöchster Stelle dafür zu verwenden, daß mir eine Auszeichnung zu Theil wird.“

„Sei doch nicht so dumm. Selbstverständlich wirst du nicht gleich zum Ritter mehrerer Orden ernannt werden. Jedenfalls hast du aber schon Verbindungen mit dem Hofe, und die Herzog- in wird sicherlich nicht veräumen, die Allerhöchsten Herrschaf- ten bei passender Gelegenheit auf dich aufmerksam zu machen. Wer weiß, was dabei herauskommt!“

„Also abgemacht, von morgen ab lege ich mich mit Eifer auf das neue Gebiet.“

Damit war die bedeutungsvolle Diskussion beendet, und im Geiste sah Herr Worm seinen schönen Namen schon in allen Zeitungen prangen zum großen Aerger seines alten Wider- sachers.

In der That durchstreifte der Ordenslüchtige in den näch- sten Tagen die Gegend, um eine Menge pittoresker Landschaft u auf der Platte festzuhalten. Unter Hinzuziehung eines Fachman- nes wurden auch wirklich tabellose Bilder hergestellt, und nach- dem die Schwarzweißbilder fein säuberlich zu einer Kollektion vereinigt worden waren, nahm das Werk seinen ahnungsvollen Weg zur Residenz.

Nicht lange darauf traf bei Herrn Worm ein mit dem be- kannten Hofsigel verschlossenes Schreiben ein. Pochen den Her- zens öffnete der Empfänger das Schriftstück. Doch wie groß war sein Erstaunen, als er lesen mußte, daß die Herzogin den Werth der Photographie wohl zu schätzen wisse und sich dazu verwandt habe, die Ernennung des Herrn Worm zum wohlbestallten — Hofphotographen durchzubringen.

Vor lauter Devotion hatte man nämlich ganz vergessen, in irgend einer geeigneten Weise mitzuthemen, worauf es dem Ein- sender eigentlich ankam, und so war denn das Mißverständnis leicht gegeben.

Ob Herr Worm schließlich doch noch zu seinem heiß erseh- nten Orden gekommen ist — wer weiß.

Ein schwieriges Repertoire.

Der Hofmarschall (zum Theaterdirektor): Sie wissen, lieber Direktor, daß wir — hm —, daß wir demnächst den Herrscher von . . . na, ja, Sie wissen ja, erwarten, in dessen Familie lei- der kürzlich . . . hm, ja sehr bedauerlich. Sehr . . .

Der Theaterdirektor: Ich weiß, ich weiß. Charpentiers „Louise“ habe ich bereits deshalb vom Programm für die näch- sten Wochen abgesetzt.

Der Hofmarschall: Ja, ja, lieber Direktor, wir müssen De- likatesse wahren lassen. Auch im Schauspiel. Was könnten wir da wohl ansetzen? Lassen Sie uns mal zusammen überlegen.

Der Theaterdirektor: Ich dachte was Klassisches, z. B. „Don Carlos“. Was meinen Excellenz zu „Don Carlos“?

Der Hofmarschall: „Don Carlos“ — hm . . . Nein, das geht nicht. Da wird im ersten Akt schon eine Oberhofmeisterin, weil sie nicht aufgepaßt hat, verurtheilt und verbannt: „fern von Madrid darüber nachzudenken . . . Das geht nicht.“

Der Theaterdirektor: Na, aber „Kassisch“ ist doch stets am unterjünglichsten. Also zum Beispiel „Kasale und Liebe.“

Der Hofmarschall: Mon Dieu! Schon die „Kasale“ ist un- möglich — aber erst die „Liebe“! Und dann Louise — wahrhaftig Louise Millerin — eine bürgerliche Louise!

Der Theaterdirektor: Verzeihung, ich dachte nicht gleich daran.

Der Hofmarschall: Ueberhaupt Schiller — irre ich mich da oder war nicht Schiller, ehe er Kassiker wurde, Zahnarzt?

Der Theaterdirektor: Regimentsmedicus, Excellenz, bloß Regimentsmedicus.

Der Hofmarschall: Na, na, das ist doch ein sehr verwandter Beruf. Wie? Wir müssen alles vermeiden, lieber Direktor, alles . . .

Der Theaterdirektor: Wie wär' es mit dem „Faust.“

Der Hofmarschall: Um. Die Valentinszene . . . Und über- haupt. Das Gretchen am Brunnen ist doch schließlich eine längst im Stillen Tiefgefallene —

Der Theaterdirektor: Richtig, richtig. Ich dachte nicht gleich daran. Wie wär es aber mit „Tasso.“ Das ginge.

Der Hofmarschall: Nein, da haben wir wieder den verdammt- ten Bürgerlichen am Hof —

Der Theaterdirektor: Am Hof von Ferrara.

Der Hofmarschall: Allerdings. Aber Ferrara hin, Ferrara her — es ist eben doch ein Bürgerlicher, der von den allerhöch- sten Damen ungebührlich beschützt wird und sich schließlich höchst unpassend und zudringlich benimmt. Nein nein, „Tasso“ würde uns direkt in Verlegenheit bringen.

Der Theaterdirektor: Wie wäre es mit Shakespeare, Ex- cellenz? Etwa „Hamlet“?

Der Hofmarschall: „Hamlet“? — geht auch nicht. Sehen Sie, wenn wir ganz davon abgesehen, daß es gerade jetzt gänz- lich falsch wäre, von der Bühne herab zu deklamieren zu lassen, daß „etwas faul ist im Staate Dänemark“, so bleibt immer noch die höchst gefährliche Wendung: „Geh in ein Kloster, Ophelia.“ Es ist unmöglich, diese Worte vor unserm hohen Gast sprechen zu lassen. Und wohin sollte Ophelia wohl sonst gehen?

Der Theaterdirektor: Und wie wär's mit etwas Modernem? Ibsen wird doch jetzt Hoftheaterreißer. Vielleicht „Nora“ —

Der Hofmarschall: Grundgütiger, „Nora“ läuft von ihren Kindern fort!

Der Theaterdirektor: Es gibt auch einen andern einen ver- söhlichen Schluß, der sie zurückkommen läßt.

Der Hofmarschall: Mich dünkt, dieser Schluß würde noch größeres Mißfallen erregen. Ueberhaupt Ibsen! Sie wären im Stande. Direktor mir allen Ernstes gar noch „die Frau von mehreren“ oder wie das Dings heißt, vorzuschlagen . . . (Lustige Blätter)

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Eine gar zu liebenswürdige Herrschaft.

Das Dienstmädchen Marie Köller hat dem 15jährigen Sohn ihrer Herrschaft ein Paar Backpfeifen gegeben, aus welchem Grunde das Dienstmädchen nicht nur sofort entlassen wurde, sondern sogar eine Anklage wegen Körperverletzung erhielt.

Richter: Wie kamen Sie dazu, den jungen Menschen zu schlagen?

Angell.: Det is nu 'ne ganze vagwiedte un varüdte Jeschichte. Det se mir rauschmissen, war mich ganz recht, wenn et jesiel mich nich bei die Leite, un von't Knutschen von't Kissen kann id nich satt werd'n un Kräfte zu de Arbeit krieje id ooch nich von det ewige Anjetatsche.

Richter: Sie müssen sich etwas deutlicher ausdrücken, wenn wir Sie verstehen sollen.

Angell.: Soll id denn werklisch un wahastigen Jott bet al- lens ausnanterpollen? Zut, wenn't die Leite nich scharnirt, mir schamirts schon lange nich. Warum zeijen se mir ooch an? Nu ha'm Sie den ganzen Knatsch. — Also wie id ufsoch, da kam mich de Madam entjejen mit die Wochte: „Na, Mariechen!“ Werklisch un wahastigen Jott „Mariechen“ hat se jesaacht, also „Na Mariechen!“ meente se, „et wird Sie schonst bei uns je- fallen, denn allens wat de Herrschaft hat, kriecht ooch bet Mä- chen!“ Det hielt id nu eejentlich vor selbstverständlich, un dann quatschte se noch 'ne Elle länger, bet jewissermaken bet Mächen bei sie mit zur Famillje jehören dhäte; daran lach mir aber nisch, denn id kenne bet, da hat man 'leen' Dogenblick Beit vor sich alleene.

Richter: Kommen Sie schon endlich weiter.

Angell.: Id komme schon. Kaum war nu de Madam raus aus de Küche, lam er rin un fachte mir unter't Kinn, id dazoch nu sleich bet Jesichte, als hätte id in 'ne Betrone jebissen, aber

er streichelte mir beide Waden mit seine trohen, feichten Hinde un lächelte mir an, id wäre bei ihn jut usgehoben, meente er. Na, id hatte schon die Nase voll. Wat nu der Zunge war, der Erich, det is der, wat id 'ne Schelle verabreicht habe, der kam kurz vor't Schlafenjehn un saachte: „Jun-Nacht, Wiege!“ Jott, det fand id sehr hübsch un höflich. Denn bei so'n Jungen brauchte id doch an nisch't Beesjes nich zu denken. — Die erschten acht Dage schon spürte id, det's bei die Leite 'n hislen binne war. Mit's Essen nämlich. Mit de Urbeet aber nich. Wenn id abends fertig war mit's Abwaschen, et jah nämlich immer velle Teller mit wenig druff, da brachte mit de Madam ollet Beuch zu't Ausbessern, Strimpe zu stoppen oder ooch sonst wat, wobei det se meente, et sieht doch zu jemiethlich aus, et wär doch zu scheene, wenn 'n junget Mädchen so recht jut for de kinst'je Hausfrau vorbereitet wüürde. Werkllich un wahast'jen Jott, se machte mir mit Redensarten besoffen. Der Herr war ooch immer freindlicher jeworn, ja in de lekten Dage vasete er mich heimlich immer 'n Rißten un saachte, wenn er sah, det's mich nich irade schmeckte: „Von mir könn' Se sich det jefallen lassen, Wiegeken, denn id könnte ja Ihr Vater sind.“ Det könnte er wol, aber war't doch nich. Wie nu aber ooch der dowe Junge mir knutschte, da wurde mich ganz schlimm un id hab 'n paar Knallshots jeldocht, det de Meese jeblutet hat. Id konnt' mir die Gesellschaft nich andersch abwimmeln. Werkllich un wahast'jen Jott nich.

Da die Zeugen zugeben müssen, daß die Angeklagte im Wesentlichen die Wahrheit gesagt, wird sie freigesprochen.

Angekl.: Det hat ooch jar nich andersch erwart'. Et dhut mich ja leed, det id die Leite hier so blamirt habe, aber id war doch nich schuld, nee werkllich un wahast'jen Jott nich.

Sinnspruch.

Verwechselt einer mir und mich
So mag das manchmal peinlich sein,
Doch schlimmer ist es sicherlich,
Verwechselt einer mein und dein.



Unbedacht.

Spaziergänger (vor einem daherrausenden Automobil auf die Seite springend, wüthend): „Na, wenn Sie mich todtegefahren hätten, da hätten Sie aber mal was erleben sollen!“

Entrüstet.

Pensionsmutter: „Es ist wirklich schrecklich, wenn man so boschaste Pensionärinnen hat wie ich. Da schenken sie mir nun zu Weihnachten einen Tischläufer mit der Inschrift: Guten Appetit!“

Ueberrumpft.

Der kleine Paul: „Aetisch, wir wohnen in 'nem viel feineren Haus wie ihr, denn bei uns sind Teppiche auf den Treppen!“

Die kleine Gretche: „Bah, das ist was recht's, in unserem Haus hat jede Korridorhür sogar ein Monocle.“

Annonce.

Zahnziehen schmerzlos und billig; das Stück fünfzig Pfennig. Bei mehr Zähnen Rabatt. Beim halben Duzend ziehe einen Zahn gratis.
A. Knazel, Bader.

Nach dem Bade.

Madame: „Minna, wo ist denn mein Diamantkamm? Ich habe ihn in meinem Haar stecken lassen.“

Dienstmädchen: „Ja Madame, wo ist denn Ihr Haar?“

Im Bureau.

„Herr Prinzipal, ich möchte um einen Tag Urlaub bitten, ich würde gern zum Begräbnisse meiner Schwiegermutter gehn.“
„Ich auch!“

Vorsichtig.

Kellner: Warum trinken Sie denn Ihren Wein nicht, Gast? Da schwimmt 'ne lebende Fliege drin 'rum, und ich will erst mal sehen, wie er der bekommt!

Ausreichender Grund.

Der kleine Moriz, dessen Eltern sich häufig zanken, wird gefragt, was er werden wolle.

„Katholischer Geistlicher“, sagt Moriz, „da brauch' ich nicht zu heirathen.“

Kein Widerspruch.

Brant: „Ich bin doch Deine erste Liebe, Hans?“

Assessor: „Allerdings, mein Herz, obschon Du meine fünfte Brant bist!“

Letzter Ausweg.

„Nun, Herr Baron, Sie sind Luftschiffer geworden?“

„Ja, kann mich hier unten vor Weibern nicht mehr retten.“

Mhnengalerie.

Neugeadelter Kommerzienrath: „Wo könnt' ich nur bekommen en recht alten Mnen for meine Galerie?“

„Gott! Lassen Se sich halt 'n Moses malen im Vinzenzörbche!“ —

Uebertrumpft.

Erster Gauner: „Ich bin zwar noch nicht lange beim Gewerbe, aber eine Gose habe ich doch schon auf der Anklagebant durchgessen.“

Zweiter Gauner: „Da konntest noch nicht mitreden, id habe schon eine Anklagebant durchgessen.“

Lakonisch.

Frau (vor dem Schaufenster stehen bleibend): „Diesen Belg möchte ich haben!“

Mann (weitergehend): „Ja, dann hättest Du als Bijan auf die Welt kommen müssen!“

Erfinderschmerz.

„Da hab' ich nun ein neues Kompensationspendel erfunden, ein selbstfahrendes Schnellfeuergeschütz, eine geräuschlose Ladenschließvorrichtung und noch ein Duzend andere Dinger, und jetzt fällt mir keine Ausrede für meine Alte ein, warum ich heut' wieder so spät heimkomme!“

Verschnappt.

Herr (die Thüre zu seinem Zimmer öffnend, streng): „Wie, anstatt bei der Arbeit sind Sie hier, Jean; was nehmen Sie sich heraus?“

Diener (der eben an der Zigarrentafel des Herrn ist): „Nur zwei Stück, gnä' Herr!“

Humor des Auslandes.

General (auf dem Schlachtfelde zum Adjutanten): „Was ist das für eine Masse von Menschen, die den Hügel auf unserm linken Flügel besetzt hat?“

Adjutant: „Das sind Photographen, Excellenz!“

General: „Und die schwarze Menschenmasse, die ich in unserer Front sehe?“

Adjutant: „Operateure für den Biographen, Excellenz.“

General: „Und das Bataillon auf dem rechten Flügel mit den merkwürdig geformten Geschützen?“

Adjutant: „Leute mit Grammophonen und Phonographen, die Schlachtaufnahmen mit dem Geknatter der Gewehre, dem Schmettern der Signalhörnern dem Wehklagen der Verwundeten, dem Nöcheln der Sterbenden usw. machen wollen, Excellenz.“

General: „Danke sehr, lassen Sie die Schlacht anfangen.“

Vexirbild.



Wo ist „Er?“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur. M o r i z S c h a e f e r, Wiesbaden.